

In den letzten Tagen ist ja wieder eifrig gedacht worden. Der 80. Jahrestag des Beginns des zweiten Weltkriegs war der bevorzugte Anlass zum Denken, Gedenken, Nachdenken. Darüber, wie lange es her ist. Wie weit weg es ist oder wieder wie nah. Und überhaupt über die Wirksamkeit des Prinzips Geschichte. Geschichte als Historie und Geschichte als Narration.

Der nächste große Gedenktag, speziell für die Deutschen ist dann der 9. November. Der Sturz der Monarchie, der Hitlerputsch, die Reichspogromnacht, der Fall der Mauer. Schillers Geburtstag, nicht zu vergessen, immerhin der halbrunde eines 210., Für Beatles-Fans ist es ein besonderer Trauertag, denn am 9. November 1966 lernte John Lennon, Yoko Ono kennen. Eine Manifestation des Datums dagegen wird wahrscheinlich - wieder einmal - unter den Tisch fallen. Damit komme ich langsam zum Thema.

Am Vorabend des 9. November pflegten Hitler und seine Mordbuben ihres gescheiterten Marsches auf die Münchner Feldherrnhalle zu gedenken. Die Feier fand alljährlich im Bürgerbräu-Keller statt, so auch im Jahr 1939. Es stünde also seinerseits ein 80-jähriges an. Georg Elser jedenfalls, der Kunstschreiner aus der schwäbischen Provinz, machte sich daran, den größten Führer aller Zeiten ins Jenseits zu befördern. Minutiös ging er zu Werke, in monatelanger Vorbereitung, unter peinlicher Vermeidung von Hinterlassenschaften, platzierte er eine Bombe in einem der Pfeiler, die den Balkon des Etablissements trugen, demjenigen Pfeiler, an dem das Rednerpult stand. An diesem Novemberabend indes gab es Nebel, Hitler wollte rechtzeitig in Berlin sein und verließ also vorzeitig die Veranstaltung. 13 Minuten zu früh. Die Bombe explodierte auf die eingestellte Sekunde genau, riss acht Menschen in den Tod, leider die Falschen.

Geschichte ist unfair. 13 Minuten waren es, die dafür sorgten, dass die größte Katastrophe der Menschheitsgeschichte eintreten würde. Ein Wimpernschlag. Andererseits: Hitler-Biograf Joachim Fest meint, wenn Hitler in dieser Zeit – 1938/39 – ich zitiere, „einem Attentat zum Opfer gefallen wäre, würden nur wenige zögern, ihn einen der größten Staatsmänner Deutschland, vielleicht den Vollender ihrer Geschichte zu nennen.“ Nicht alle, Sebastian Haffner etwa, sind dieser Meinung. Gleichwie. Man kann die Geschichte wiederum doch auch fair nennen, denn sie hat jedenfalls das Ausmaß des Menschen-, besser Unmenschlichen zur Kenntlichkeit gebracht.

Ob fair oder unfair: Auch nachträglich sind wir nicht immer schlauer. Aber wenn wir schlauer sind, dann ohnedies nur nachträglich. Der Motor der Geschichte ist die Kontingenz. Kontingenz besagt, dass es genauso gut auch anders sein könnte. Ob etwas hinter dieser Kontingenz steht, ein Zufall, eine Machenschaft, ein Gott gar, ist Ansichtssache. Kontingenz dagegen entzieht sich einer individuellen Perspektive. Sie funktioniert gnadenlos.

Nicht zuletzt deswegen ist Kunst so erfolgreich. Kunst ist ein großer Kontingenzbanner. Sie besetzt die lauernde Andersheit, die Leere, die Ratlosigkeit im Umgang damit, dass etwas ist wie es ist, mit Sinn. Sie ist das Medium par excellence von Besonderung. Sie füllt den schieren Ablauf von Geschehen mit Notwendigkeit. Sei es künstlerische Absicht, sei es die Logik eines Fortschritts, seien es Material und Medium, die es erfordern: Das Stück Kunst ist jedenfalls notwendig so, wie es ist. Es kann nur so sein und nicht anders.

So ist es natürlich ein wunderbares Gedankenspiel, wenn man auch in die Kunst hineindenkt, dass es anders sein könnte – um, als Kunst, dann natürlich wiederum mit so viel Stringenz und Evidenz aufzuwarten, dass auch das Andere wieder nur so sein kann, wie es jetzt geworden sein wird.

Kairos nennt sich, nach jener griechischen Gottheit, die, mehr Allegorie als Person, für den günstigen Zeitpunkt steht, das Projekt, wegen dem wir jetzt hier sind. Sozusagen mit Notwendigkeit hier sind. Kairos hat eine Glatze, aber ein Haarbüschel hat sich auf seinem Kopf erhalten, und da kann man ihn packen, beim Schopf packen und mit ihm das Glück. Man kann den steten Lauf, das Vorübergehende, das buchstäblich Passierende arretieren. Beim Kairos-Projekt des Münchner Zott Artspace ist das Vorübergehende die Geschichte der Kunst. Das Arretierende wiederum ist die Suche nach einer Lücke. Und der Moment, an dem Kairos festgehalten wird, ist der Versuch, die Geschichte in ihrem so-ist-es-gewesen mit einer Alternative zu versetzen.

So versammeln sich hier, wortreich in dem, was sie und warum sie zeigen, erklärt, gut 25 Gemälde – auf die Fotografien komme ich auch noch. Gemälde, die Dinge zeigen, die es in der Kunstgeschichte erst jetzt gibt. Die es vorher nicht gegeben hat, die es aber sehr gut, sehr logisch aus eben dieser Geschichte heraus begründet, hätte geben können. Zum Beispiel, dass Jan Vermeer, während er einen Geografen und einen Astronomen bildmächtig auf die Leinwand brachte, auch noch einen Philosophen hätte porträtieren können: Und zwar einen, den er aus seiner Nachbarschaft hätte kennen können. Und zudem einen, den wir auch heute noch kennen. Warum also hat Vermeer nicht Baruch Spinoza gemalt. Vielleicht hat er doch? Jetzt jedenfalls, als Bestandteil des Kairos-Projekts ist er hier. Die Geschichte ist um ein Stück, man möchte sagen, klüger geworden.

Francisco Goya hätte die sehr blutige Sklavenbefreiung auf Haiti malen können, bei der sich die revolutionären Ideale des sogenannten Mutterlandes Frankreich mit dessen ganz realem Frühkapitalismus auf die Füße traten. William Turner hätte unter den vielerlei Schiffen, die er bei Hafenein- und ausfahrten festhielt, auch auf die Beagle stoßen können, auf der Charles Darwin mitfuhr, um später die erste Systemtheorie zu entwickeln, die Lehre von der Evolution. Und Gustav Klimt hätte, auch wenn er es, die Wiener haben es mit der Muttermilch aufgesogen, selber in Abrede stellte, ein Selbstbildnis ins Werk setzen können, aus der Laune einer kompensatorischen Notwendigkeit heraus, denn die Fakultätsbilder, die ihm im Hintergrund durch den Kopf gehen, waren ja ein Fiasko. Und warum hätten die Heroen des Blauen Reiter nicht allesamt – in einer Verdopplung des Prinzips Gruppenporträt – das Haus in Murnau malen können, um damit auch Gabriele Münter, der es gehörte, ein wenig in die Hommage miteinzubeziehen, bei der sie traditionell zu kurz kommt. Und es wäre auch ein Freundschaftsbild geworden, denn einer von ihnen, Heinrich Campendonk, hat sie dann auch noch gleichzeitig beim Porträtieren porträtiert. Und so weiter.

Die Revue an nicht Gemaltem und jetzt doch Gemaltem verdankt sich dem vielfältigen Einsatz von Wolfgang Beltracchi. Beltracchi hat sich die diversen Handschriften, mit Goethes Begriff könnte man sagen: Manieren der Heroen der Kunstgeschichte angeeignet. Es sind übrigens allesamt Männer. Das Projekt wollte sich nicht dem heutzutage allfälligen Vorwurf der Gender Appropriation aussetzen. Apropos Appropriation. Es sind An-

eignungen einer künstlerischen Identität, wie sie sich aus der Vergangenheit her rekonstruieren lassen. Und auch diese Rekonstruktionen sind prekär genug – von Vermeer gibt es gerade gut zwei Dutzend Hinterlassenschaften. Auch diese Geschichte, die Kunstgeschichte als Disziplin, tappt vielfältig im Dunkeln.

Beltracchi also hat Aneignungen bewerkstelligt. Es sind keine Fälschungen, auch wenn sich seine Reputation gern am Wort Meisterfälscher entzündet. Auch in seiner inkriminierten Phase, für die er im Gefängnis saß, hat er keine Bilder gefälscht, sondern sich Eigenarten von Künstlern aus der Vergangenheit zu eigen gemacht. Gefälscht hat er, was natürlich eine kriminelle Causa darstellt, die Signaturen. Jetzt jedenfalls steht sein Name Beltracchi auf den Bildern, und die Aneignungen sind nicht nur im künstlerischen Sinn legitim, sondern auch im juristischen legal.

Was wäre Raffael ohne erst Perugino, dann Leonardo, dann Michelangelo, deren Eigenarten er sich beflissen unter den Nagel riss. Was wären die berühmten Akte des hinters sich Licht Führens, Michelangelos Bacchus, oder Anton Raffael Mengs' Jupiter und Ganymed, mit denen sie der Antikenkennerschaft ihrer Zeit eine lange Nase zeigten. Immer wieder hat die Geschichte eine derartige Ergänzung, eine derartige Verlängerung ins Fingierte erfahren. Und auch ganz ohne geschichtsphilosophische Hintergründe wussten die Meister, dass das Geschehen, an dem sie beteiligt sind, grundsätzlich auch anders verlaufen könnte.

Vermeer, um mich auf ihn zu konzentrieren, hat ja seinerseits einen Meisterfälscher gefunden. In den 30er und 40er Jahren, und es zieht einem heute die Schuhe aus, wenn man sieht, worauf die damals hereingefallen sind. Han van Megeren hieß der Neo-Vermeer und er jubelte dem Meister Bilder wie etwa ein Emmaus-Mahl unter. Wahrscheinlich kann man die Leute immer nur in denjenigen Jahrzehnten mit derjenigen ästhetischen Vorliebe hinters Licht führen, in der man selber tätig ist. In van Megerens Fall durch die Koketterie mit einem gewissen, für die 1930er typischen Klassizismus, den tatsächlich auch der spätere Vermeer auf der Palette hatte. Jedenfalls ließ sich der anerkannteste aller Kunstkenner, der ehemalige Leiter der Berliner Gemäldegalerie Max Friedländer täuschen. Oder er tat zumindest so, denn Friedländer wurde in seinem Amsterdamer Exil nicht deportiert, sondern gezwungen, bei Görings Kunstraubzügen mitzumachen. Tatsächlich hat Göring einige Vermeers alias van Megerens an sich gerafft. Vielleicht also wollte Friedländer dem Herrn Reichsmarschall eine Grube graben – eine Grube allerdings, in der er selber steckte, weil er seine Autorität untergrub. Wenn wir sonst schon nicht lernen, dann zumindest etwas über die Verheerung von allem und jedem, mit der die Nazis die Welt überzogen.

Die Geschichte ist ungerecht. Den Kirchenstaat gäbe es nicht ohne die sogenannte vaterländische Schenkung, die eine Fälschung ist. Österreich gäbe es nicht ohne das sogenannte Privilegium Maius, das eine Fälschung ist. Es ist kein Dokument der Kultur, sagt Walter Benjamin, das nicht auch ein Dokument der Barbarei ist.

An diesen selbst ablaufenden Mechanismen versucht also das Kairos-Projekt ein wenig zu schrauben. Sie sehen zusätzlich zu den Malereinige großformatige Fotos, die von Mauro Fiorese stammen sowie, nach dessen frühem Tod, von seiner Assistentin Valentina Zamboni. Sie sind in den Depots berühmter Museen aufgenommen, jenen im Keller oder links

hinten gelegenen Kammern, in denen sich ein Großteil des Bilderschatzes befindet, nach dem bestenfalls ein paar Spezialisten jemals krähen. Geschichte ist ungerecht, weil sie so und nicht anders passiert ist. Oder weil sie nicht passiert ist. Vor allem aber, weil sie von den Siegern geschrieben wird. Die im Archiv Verscharren gehören nicht zu den Siegern.

Das Kairos-Projekt verdankt sich einer konzertierten Aktion, heute sagt man Team-Arbeit. Aber eigentlich ist es eine Manufaktur nach durchaus vormoderner Fassung. Es gibt einen Initiator und Auftraggeber, einen, der das Getriebe ölt, Christian Zott. Es gibt den Meister im Betrieb, Wolfgang Beltracchi, die Personalunion aller Zuständigkeiten in der künstlerischen Praxis. Und es gibt, vertreten durch Cornelia Kroiss und Andreas Pawlitschko, die Autoritäten fürs Programm, die Theologen, Humanisten, kulturhistorischen Bescheidwisser, die den Kairos-Ideen die Ikonografie schreiben. Andreas Klement schließlich ist der Betriebsleiter. Zusammen sorgen sie für den sinnlichen, den intellektuellen, den gegenseitigen Reiz der Veranstaltung. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, heißt es bei Schiller. Es wird sich zeigen, wie die Geschichte, wenn sie über das Kairos-Projekt hinweggegangen sein wird, darauf reagiert.

Die Kontingenz jedenfalls, und hier komme ich dann doch irgendwie vorhersehbar zum Schluss, die Kontingenz ist der unbewegte Beweger allen Geschehens. Was geschieht wird Historie, wenn sich einer bemüht, es mit Sinn zu versehen. Als Historiker darf ich allen, die sich darum bemühen, sagen: viel Glück.

Das war noch nicht das Schlusswort. Das muss in Wien vom Säulenheiligen schlechthin – und er war ja tatsächlich so etwas wie ein Stylist – kommen, von Ludwig Wittgenstein. Hier also, Punkt 6.36311 seines Traktatus Ich zitiere Wittgenstein: „Dass die Sonne morgen aufgehen wird, ist eine Hypothese“. Oder, für Christian Zott auf Bayerisch: Nix gnaus woäß ma net.